Von Haus zu Haus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wie soll man mit «Ausländern» reden?

Von Annemarie Amacher

Am besten gar nicht, meinen die einen. Das mag auch jener Berner Trämler gedacht haben, der von einer Frau mit Ostschweizer Dialekt gefragt wurde, ob «sein» Tram zum Bärengraben fahre. Die Antwort war ein knappes «nobis». Wenn ein Berner nobis sagt, ist das mitnichten Latein, sondern Mattenenglisch. Mattenenglisch wiederum hat nichts mit Englisch zu tun. Es ist eine Sprache, die in grauer Vorzeit in der Matte, Berns ältestem Quartier, entstanden ist, im Kontakt mit den Aareschiffern, die oft bis nach Holland kamen. Von dieser Sprache haben sich noch ein paar Reste erhalten. Zum Beispiel nobis, auf deutsch nein.

Da war jener Trämler zuvorkommender, der einem Engländer auf die Frage, wo der Insel-Bus abfahre, freundlich den Weg dahin wies – auf berndeutsch.

Die Bewohner Berns mögen mir verzeihen, aber ich muss leider ein drittes Beispiel anführen aus jener Stadt, die in den letzten Monaten von der Presse schon so arg gebeutelt worden ist. Standen da zwei stramme Pfadfinder aus deutschen Landen in einem Lebensmittelladen, der unter anderem fertiges Birchermüesli führt. «Bitte ein halbes Pfund Birchermus», verlangte der eine. Die Verkäuferin gab die Bestellung an eine subalterne Kollegin weiter, worauf diese in einem Nebenraum verschwand. «Es geit grad öpper ga reiche», wandte sie sich erklärend an den Kunden. «Wie bitte?» fragte der und erhielt zur Antwort: «Es geit grad öpper ga reiche.» Der Pfadfinder guckte ein bisschen irritiert auf seinen Kollegen, aber der zuckte bloss hilflos die Schultern. Worauf sich eine weitere Verkäuferin übersetzend der beiden erbarmte.

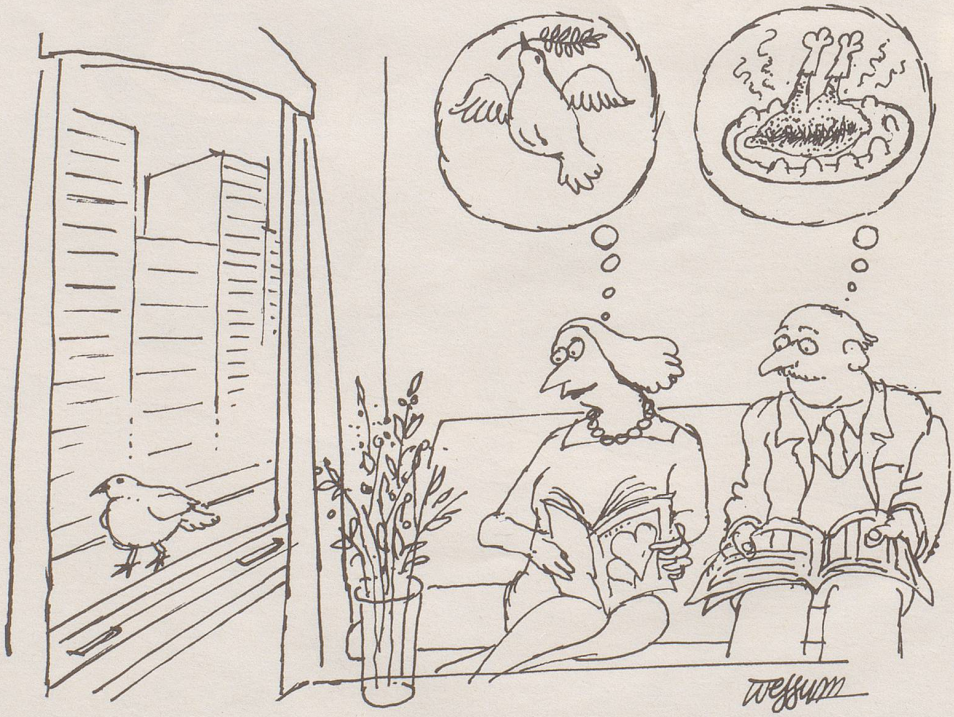
Ich könnte noch mehr Beispiele aufzählen: Von der Serviertochter, die den einen Martini bestellenden Romand fragt: «Rote oder wysse? Mit Iis?» Oder von der Postangestellten, die einem Italiener etwas auf berndeutsch erklärt und böse wird, weil der nicht sofort kapiert. Oder von jenen Rednern, die zu Beginn des Vortrags fragen: «Isch hie inne öpper, wo nid Dialäkt versteit?» Worauf sich natürlich niemand meldet. Klar, wie könnte zum Beispiel ein Vietnamese diese Frage verstehen?

Dialekt ist «in». Auch bei Radio DRS. Sehr oft kommt es vor, dass Leute fremder Zunge vom Reporter in Schweizerdeutsch interviewt werden. Welche Höflichkeit dem Befragten gegenüber!

Die meisten von uns haben acht bis neun Schuljahre oder mehr hinter sich. Von der ersten Klasse an haben wir schriftdeutsch lesen, schreiben und reden gelernt. Wenn nun ein Bergbauer auf seinem Heimetli oder ein Arbeiter am Fliessband diese Sprache vergisst, weil er sie nicht mehr übt, ist das verständlich und verzeihlich. Von jenen aber, die beruflich Kontakt mit anderen Menschen haben, sollte man erwarten dürfen, dass sie wenigstens einfache Sätze in Schriftdeutsch sagen können. Ein Franzose oder Engländer versteht unter Umständen Schriftdeutsch, aber nicht Schweizer Dialekt. Schliesslich wohnen wir in einem viersprachigen Land, das zu einem schönen Teil von Touristen lebt.

Übrigens: Der oben zitierte Laden verkauft jetzt auch «Baked potatoes». Das ist aber nicht Mattenenglisch (siehe Absatz eins).

Streit um Kaisers Bart



Die menschliche Sprache ist ein unvollkommenes Instrument; einerseits kann man mit ihr die feinsten Gefühlsregungen, die zartesten Stimmungen wiedergeben – anderseits gelingt es nicht einmal, sich auf den Ausdruck für eine allgemein bekannte Sache zu einigen, zum Beispiel auf das Wort «Wald».

Um Wald ging es, um den Waldabstand vielmehr, der einzuhalten oder eben nicht einzuhalten wäre. Dem Gehölz, einem der vielen, die zur Lieblichkeit und zur Kleinräumigkeit der hiesigen Landschaft beitragen, einem solchen Gehölz wurde von der einen Partei der ehrliche Name «Wald» zugesprochen; für sie war es ein Wald, sonst nichts. Die andere Partei sah vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr; sie war nicht bereit, das edle Wort dieser kümmerlichen Baumgruppe, dieser Ansammlung von Stämmen zu verleihen.

Nun ist es natürlich absurd, sich über den Waldabstand eines nicht vorhandenen Waldes in den Haaren zu liegen, es sei denn, man streite sich um Kaisers Bart oder um den berühmten «Lattenzaun mit Zwischenraum». Letzteren nahm man schliesslich auch heraus und «baute draus ein grosses Haus». Möglicherweise ging es auch beim Wäldchenstreit um ein grosses Haus. Vorerst jedoch wurde, wie so oft in solchen Fällen, die Freiheit beschworen, die Freiheit des Besitzes und die Freiheit des Verfügens; es ging um Verhältnismässigkeit und Landschaftsschutz, um Steuererhöhungen und grüne Lunge, um Einsprachen und Forderungen. Seltsamerweise ging es nicht um Arbeitsplätze, die bei solchen Gelegenheiten doch gerne ins Feld geführt werden; und dabei hatte das Wäldchen ja sicher bereits etwas Butter auf Juristenbrötchen gebracht.

Viele grosse und auch erschreckende Wörter wurden zitiert. Diese Wörter, oder vielmehr die Angst vor ihnen, haben den Streit schliesslich entschieden; man wählte die Freiheit und stimmte gegen den Wald.

Dem Gehölz, das kein Wald sein darf, bleibt noch die Möglichkeit, in absehbarer Zeit ohnehin abzusterben; damit hätten beide Parteien recht bekommen: Es war einmal ein Wald, und es ist kein Wald mehr. *Ingeborg Rotach*

Streicht eure Küche nicht grün!

Die Geschichte ist eigentlich gar nicht geeignet für den Nebi, weil es eine Geschichte zum Heulen und nicht zum Lachen ist.

Das Weiss unserer Küche war altersgrau geworden, die einstmals gelbliche Ölfarbe sehr stumpf, und nun anerbot sich ein gütiger älterer Mann, ein Hobbymaler, sie mir zu renovieren. Da die schönen, tannengrünen Wollvorhänge bleiben sollten, dachte ich an eine grüne Ölfarbe, fein abgestuft zum Grün der Vorhänge. Und damit fing das Elend an. Nie war mir bewusst gewesen, wie viele Arten von Grün es gibt: Olivgrün, Moosgrün, Tannengrün, Grasgrün, Zartgrün, Flaschengrün, Blaugrün, Blassgrün ... 30 Schattierungen wies die Skala des Malergeschäfts mindestens auf. Um mich endlich zu entscheiden, deutete ich in allzu mutigem Entschluss auf ein nicht zu düsteres Grün, und mein Helfer strich es an die Wand. Er habe dazugelernt, sagte er freundlich. Dass es dieses Olivgrün gebe, habe er bisher nicht gewusst. Es war aber gar kein Olivgrün: Als ich am andern Morgen die Küche betrat, sprangen mir 100 Laubfrösche entgegen. Nein, so konnte sie nicht bleiben! Der Farbverkäufer im Dorf gab mir als Heilmittel zum Überstreichen ein ganz, ganz blasses Grün, ein Kaum-mehr-Grün; das andere Extrem sollte den Fehler gutmachen. Die Freundin, mit weitaus besserem Farbensinn ausgestattet als ich, kam, besichtigte und fand, das sei doch gar kein Grün! So sattgrün wie die Vorhänge solle ich es wählen, dann ginge das Grün von Wand und Vorhängen elegant ineinander über. Da ich anderntags in die Stadt fuhr, packte ich einen der tannengrünen Vorhänge ein und bat in einem grossen Farbengeschäft, mir bei der Wahl behilflich zu sein. Auf der düstergrünen Bank im Wartesaal kamen mir schon die ersten Zweifel: Enthielt meine eben gekaufte Dose auch solch ein tristes Grün?

Ich gückselte geschwind: Jemersnei, fast so düster! Ob wir zu Hause mit etwas Weiss oder einer Spur Ocker die Düsternis aufhellen könnten? «Wer viel fragt, kriegt viel Rat!» Die grüne Story ist, da ich dies schreibe, noch nicht zu Ende, und wer das endgültige Grün sehen möchte, ist einstweilen erst herzlich bei mir eingeladen. Vielleicht haben wir Glück, und es harmoniert doch mit dem braunen Handwebteppich und Urgrossmutters braunen Bogenstühlen. Aber warnen möchte ich: «Streicht eure Küche lieber nicht grün! Ihr könnt euch viel Kummer ersparen.»

Eva Jung

Virusinfektionen

Es begann ganz harmlos: Ein leichtes Kratzen im Hals, ein Jucken in der Nase, bald darauf Schluckweh und tränende Augen – kein Zweifel, ich hatte mich erkältet.

Wie alle Leute in dieser Situation trank ich Lindenblütentee mit Honig und Zitrone und schluckte Alcacyl. Leider vergeblich: Kurz darauf legte ich mich mit Fieber ins Bett. Eine ganz normale Grippe, wie es schien, und bestimmt in zwei Wochen überstanden.

Das Fieber verschwand nach wenigen Tagen; Husten, Schnupfen und juckende Augen blieben. Ich schluckte die verordneten Antibiotika und blieb im Bett. Mein Sohn meinte, ich hätte wieder einmal zuviel gearbeitet, und mein Körper zwänge mich nun zum Ausruhen. Für mich war das kein Trost, ich dachte an die unerledigte Arbeit.

Wochen vergingen, ich war inzwischen bei der dritten Sorte Antibiotika angelangt und schleppte mich mühsam ins Büro. Wer mich anrief, musste sich das Klagelied über meine mysteriöse Krankheit anhören. Zu meiner Überraschung fand ich nicht nur Mitgefühl, sondern Leidensgenossen. Eine Kollegin berichtete von einer chronischen Bindehautentzündung, die in Zürich grassiere, ein bekannter Fernsehjournalist litt am fehlenden Druckausgleich in den Ohren, und mindestens jeder dritte erzählte mir von *seiner* Grippe, deren Folgen er noch monatelang gespürt habe. Ich erfuhr von unzähligen lästigen und hartnäckigen Krankheitssymptomen, und all diese Berichte schlossen mit der resignierten Feststellung: «Es war eben eine Virusinfektion.»

Inzwischen bin ich wieder gesund, aber die Gespräche gehen mir nicht aus dem Sinn. Ich werde täglich an sie erinnert, wenn ich die Artikel über den Zustand unserer Bäume lese. Inzwischen frage ich mich nämlich längst: Wieso soll ein Mensch eigentlich widerstandsfähiger sein als ein Baum?

Ruth Binde

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Verteidigung des Rasens
(Nebelspalter Nr. 47)

Vive le Nebelspalter!
Bin ich etwa «soupe au lait»? Als ich das «Schmarotzertum» von Hedy Gerber-Schwarz las, war ich froh, erst den Artikel von Ellen Darc gelesen zu haben. So sagte ich mir: «Warum regst du dich eigentlich auf? Gehörst du zur Kategorie von Ellen Darcs Grossmutter, den ‹soupe au lait›?» Zum wievielten Mal wird wohl auf der Seite «Von Haus zu Haus» das Unkraut und die Blumenwiese den Rasenliebhabern auf eine, mir scheint, gehässige Art angepriesen? Wo bleibt da die Toleranz? Eben dieser Toleranz wegen habe ich mich sofort «abgeregt». Mein Rasen weist zwar, trotz regelmässigen Mähens, je nach Jahreszeit Gänseblümchen, Löwenzahn oder Kriechenden Günsel auf. Aber regelmässig gemäht, ist er eben das grünsamtene Tuch, das die weisse Spyrea, den rosa Rugosa-Busch oder unseren Hibiskus so richtig schön sein lässt. Die Blumenwiese ist meistens drei Wochen lang eine Pracht, nachher sieht sie eher vernachlässigt aus.
Die Arbeit im Garten ist immer mein «Zückerli» nach langweiligem Aufräumen oder einem konfliktreichen Tag. Unser Rasen ist auch der schönste Spielplatz meiner vielen Grosskinder und meiner kleinen Freunde aus der Nachbarschaft. Auch Peterli holen kann ich trockenen Fusses, da er immer kurz gehalten ist.
Jedes macht es eben so, wie es ihm am besten gefällt, oder? Aber da niemand den Rasen je verteidigt hat, möchte ich dies hier tun. Auch Ihnen, liebe Hedy Gerber-Schwarz, zum Nachdenken.
Mit den besten Grüssen «von Garten zu Garten»

Verena Cardis-Grüninger

Enkelkinderphotos
(Nebelspalter Nr. 48)

Liebe Dina
Betreffend Grossmütter und deren Enkelkinderphotos muss ich Ihnen sagen, dass wir neulich eine Klassenzusammenkunft hatten. Der Initiator – ein Witzbold, wie er glaubt – schrieb als PS unter die Einladung: Bitte an alle Grossmütter unter Euch: Lasst doch gütigst die Photos Eurer süssen kleinen Enkelkinderchen zu Hause, sonst besteht die Gefahr, sie am Tisch herumzureichen, wo sie in die Suppe oder unter den Tisch fallen und verlorengehen könnten.
Ich verkniff es mir also. Es war schliesslich aller andern Schaden, nicht meiner.
Nun aber zum Photo Ihrer kleinen lieben Enkelin. Gar zu gerne würde ich Sie darum bitten, sie ansehen zu dürfen. Denn dann könnte ich meine eigenen lieben – je weiter weg, um so lieber – Enkelbübchen aus Amerika vorzeigen. Wie der Vierjährige sein neugeborenes Brüderchen im Arm hält und stolz in die Kamera strahlt – das muss man mit eigenen Augen gesehen haben. Sie wären bestimmt mit mir einig: Die beiden süssen, kleinen, lieben, bildschönen Schokoladebraunen sind – schlicht einmalig.
In herzlicher Verbundenheit

Ihre Suzanne

Wunder
(Nebelspalter Nr. 48)

Liebe Frau Gerber-Schwarz!
Ich möchte Ihnen ganz herzlich danken für Ihre Betrachtungen zum Thema Junge und Kino, haben diese doch mein sonst nicht gerade übermässig ausgeprägtes Selbstbewusstsein in ungeahnte Höhen gehoben. Seit der Lektüre Ihres Artikels weiss ich nämlich, dass ich ein regelrechtes Wunder bin! Der Grund dafür ist, dass ich erstens jung bin, zweitens oft und gern ins Kino gehe und drittens – und jetzt halten Sie sich fest, Sie werden es kaum glauben – Brutalofilme nicht ausstehen kann. Zudem habe ich erst noch Fredi Murers neuesten Film gesehen, ohne (so glaube ich zumindest) an den falschen Stellen zu lachen, und nicht, weil mich das Thema Inzest anzog. Sie verstehen nun sicher, dass ich mich geradezu als Weltwunder erfahre.
Ich bedaure sehr, dass ich in keine der von Ihnen so sauber abgetrennten Kategorien passe, aus allen Ihren schön beschrifteten Schubladen herausfalle, sozusagen. Mein Tip: Beschriften Sie doch die grösste Schublade mit «Kuriosa», «Varia» oder ähnlichem, damit wir Wunderkinder in Ihrem Denkschema auch irgendwo ein Plätzchen finden.
Mit freundlichen Grüssen

Claudia Zihlmann

Herzig
(Nebelspalter Nr. 50)

Liebe Suzanne Geiger
Goffldeggl! Was für eine herzige Geschichte! Habe so gelacht.
Vielen Dank

Ulla Gallus